

**Peter Kupferschmid**

Bundesministerium für Familie, Senioren,  
Frauen und Jugend

## **Grußwort**

Viele Kinder und Jugendliche haben schon aus geografischen Gründen – also einfach deshalb, weil sie in bestimmten Regionen leben – weniger Chancen als andere, die in besser strukturierten Gegenden aufwachsen. Das ist für eine Gesellschaft wie die Bundesrepublik Deutschland nicht akzeptabel.

Ein Beispiel: Berlin erlebte zwischen 1990 und 2000 eine dramatische Wanderungsbewegung. Was im Westen im Verlauf von vielen Jahren passierte, lief in Berlin, nachdem die Mauer gefallen und ein Umzug möglich war, im Zeitraffer ab. Familien, die es sich leisten konnten, zogen weg, sobald ihre Kinder in die Kindergärten oder in die Schulen kamen. Zurück geblieben ist eine Bevölkerung, die von Transfereinkommen lebt, mit einem hohen Migrantenanteil und vielen Teilfamilien, die in Quartieren leben, die vielfach von Armut und Verwahrlosung gekennzeichnet sind.

Was bedeutet das für Kinder und Jugendliche? Es bedeutet in der Konsequenz, dass in ihrer tägliche Lebenswelt ein normales, sozialversicherungspflichtiges Arbeitsverhältnis der Ausnahmezustand ist. Dieser Zustand prägt die Welt, in der sie aufwachsen, in der sie lernen, in der sie sich orientieren und in die Gesellschaft einfinden. Die normale bürgerliche Familie, ganz zu schweigen von einer klassischen Dreigenerationenfamilie, ist dort zum Exotikum geworden. Soziales Leben und politisches Engagement in Vereinen und Bürgerinitiativen ist die Ausnahme. Sicherheit und Geborgenheit wird allenfalls in Gruppen Gleichaltriger erlebt.

Das ist natürlich eine übertriebene Darstellung. Aber sie charakterisiert treffend Tendenzen, wie sie in diesen Sozialräumen sehr wohl spürbar sind. Wir müssen uns darüber bewusst sein, dass Kinder und Jugendliche, die in solchen Strukturen aufwachsen, weniger Chancen haben, weil sie die Werte und die Verhaltensmuster, die anderswo normal sind, weder kennen noch erlernen. Und wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Schulen mit ihrem allgemeinen Bildungsauftrag diese Kinder und Jugendlichen nicht in die Gesellschaft integrieren können. Die PISA-Studie sagt uns in dieser Hinsicht nichts Neues. Wir wissen, dass wir in Deutschland Probleme haben, Kinder und Jugendliche aus sozialschwachen Familien in den Kontext der Bildung hineinzuführen.

Bei allen Diskussionen über die Ursachen und möglichen Folgen der PISA-Studie fällt mir eines auf: Wir sind relativ schnell mit Rezepten

bei der Hand, die sich auf die Schule konzentrieren. Doch man macht es sich zu einfach, wenn man nach Lösungen nur in der Schule sucht. Wir vergessen, dass es sich hier nicht um ein Schulproblem alleine handelt – es geht um Erziehung insgesamt, unter Einbeziehung aller Institutionen, die Kinder und Jugendliche in die Gesellschaft hineinführen sollen.

Ein Beispiel für das Gesamtkonzept Erziehung ist ein Projekt in Duisburg-Marxloh, das sich an sechszehnjährige türkische Mädchen wendet. Zum Teil waren diese Mädchen erst wenige Male im Stadtzentrum, den Zoo oder den Hafen konnten sie erst über das Projekt besuchen. Hier zeigt sich deutlich, dass eine Integration in die Gesellschaft nicht stattgefunden hat. Dies gilt übrigens genauso für deutsche Jugendliche in sozialen Brennpunkten. Aber Integration ist eine der Voraussetzungen für ein Leben miteinander, für ein Hineinwachsen in die Gesellschaft.

Vom Bundesjugendministerium wurde eine Partizipationsbewegung initiiert, um Kinder und Jugendliche wieder an die Gesellschaft heranzuführen, sie zu ihrer Gesellschaft zu machen. Im Bereich der Programmarbeit vom E&C bedeutet dies, soziale Arbeit als Koproduktion aufzufassen. Einzelne Partner wie Schule, Familie, Jugendhilfe, Arbeitsamt oder Sozialamt allein können die Probleme nicht lösen. Aber gemeinsam und integriert kann man sie sehr wohl bewältigen.

Das klingt relativ simpel, und man könnte meinen, dass Begriffe wie Vernetzung und Zusammenarbeit allgemeines Sprachgut geworden sind. Aber wenn ich mir Diskussionen der letzten zwei Jahre ins Gedächtnis rufe, Situationen, in denen z. B. Lehrer, Sozialarbeiter, Arbeitsamtsmitarbeiter und Wirtschaftsförderer miteinander gesprochen haben – da wurden zwar ein- und dieselben Worte benutzt, aber gemeint haben sie völlig unterschiedliche Dinge. Ich bin der Überzeugung, dass man sich auf den anderen einlassen und ihm zuhören muss, um seine Kultur verstehen zu lernen. Jeder Bereich hat ein spezielles Fachwissen und eine bestimmte Fachsprache, die sich auch aus gutem Grund entwickelt. Aber es ist wichtig, gemeinsam zu verstehen, wie die unterschiedlichen Fachlichkeiten geartet sind und wie die verschiedenen Ansätze zusammen gebracht werden können. Um diese Art von Austausch bitte ich Sie persönlich.